Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 50

Artikel: Verfalltag [Schluss]

Autor: Siebel, Johanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647825

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50
XV. Jahrgang
1925

Bern
12. Dezember
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Was nennst denn du Advent?

Von M. Seesche.

Weihnachtslieder singen in der Dämmerzeit,
Wenn es draußen glitzernd weiße Flocken schneit;
Hinter die Gardinen gucken mal so ganz verstohlen,
Ob vielleicht Knecht Ruprecht draußen steht,
Oder gar auf leichten, leisen Sohlen
Schon das Christkind mit den Engeln durch die Lande geht;
Fleiß'ge kleine Hände regen, ein Geheimnis haben,
Träumen nur noch von den heißgewünschten Gaben;
Tage, Stunden bis zum heil'gen Abend zählen;
Mit der Ungeduld die großen Leute quälen,
Bis nun endlich Licht um Licht am Baum entbrennt.
Ja, das nennen unsere Kinderlein: Advent! —

Und was nennst denn du Advent? Du hast so oft
Ihn durchlebt und hast aufs Fest gehofft.
Lerntest seinen Ernst und seine Herrlichkeit du schon verstehen?
Hast du aus der Erde Nacht, aus Sünd' und Leid
Hoffend nach dem Christkind ausgesehen,
Bis es kam mit seiner Herrlichkeit?
Wünschtest heiß du dir die beste aller Gaben,
Ihn, den Heiland, Jesum selbst zu haben?
Konntest du dir gar nichts Liebres denken,
Als dich ihm zum Eigentum zu schenken?
Sahst du in den Reichtum Gottes tief hinein,
Den nur weihnachtsfroher Glaube recht erkennt?

War der Glanz vom Kripplein deines Weges Schein?
Herz, mein Herz, dann feiertest du heiligen Advent!

Verfalltag.

Von Johanna Siebel.

„Vater hat den Kopf so voll!" hat ihn seine gütevolle Frau vor den Kindern entschuldigt, „und dann war er ja auch verreist!" Und sie hat die aufsteigende eigene schmerzliche Bewegung, das Zucken ihrer Mienen vertuscht, indem sie sich tiefer über die kleinen Sächlein gebeugt, welche die Liebe der Kinder ihr aufgebaut. „Ihr habt ja trotz dem Novembersturm noch Blumen gefunden im Garten!" hat sie liebreich gesagt, „seht ihr, man muß nur immer die Augen richtig aufmachen für das Schöne!"

Felix Bickenbach würgt es merkwürdig im Halse, wie er an die kleine Szene denkt. Und diese herrliche Frau, diese prächtigen Kinder sollen die harten kargen Brocken der Armut und der Abhängigkeit essen! Ach, seine Frau hatte eine so eigene schöne und stolze Art, den Kopf hoch zu tragen, wie würde sie alle die unausweichlichen Demütigungen der nächsten Zukunft, die nackte unverhüllte grausame Wirklichkeit über sich ergehen lassen?

Und da ist die alte hochangesehene Firma, die er dereinst so gerne mit dem guten unangetasteten Namen seinen Söhnen übergeben hätte, wie sein Vater sie vor Jahren ihm übergeben hatte! — Wieder greift sich Felix Bickenbach wie in schwerem physischem Schmerz an den Kopf. Wenn man ihm nur Zeit lassen wollte! Er traute sich schon die Kraft zu, in diesen außerordentlichen Zeitläuften das Außerordentliche und schier Uebermenschliche zu vollbringen! Aber dann mußte man ihn nicht so fürchterlich, wie ein gehetztes Tier, in die Enge treiben. Er hat doch auch in schlimmen Fällen den Menschen über den Kaufmann gestellt!

Sicher, ein wenig Einsicht der Beteiligten würde ihn der drohenden Katastrophe entrinnen lassen! Er würde schaffen, denken und aufbauen und kombinieren mit nie erlöschender Glut! Schließlich repräsentieren, trotz der dreifachen Hypothek, die wertvollen Maschinen, die Lager an Rohmaterialien und gesponnenen Garnen, einen ehrlichen Gegenwert gegen alle Belastung! Die Versicherungspolicen zeigen den Wertbestand schwarz auf weiß, sie weisen große Summen auf. Gott sei Dank, daß die Policen in Ordnung, daß die Prämien bezahlt sind! Ja, in der Richtung ist alles geregelt!

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung ringt sich aus Bickenbachs Brust. Gott allein wußte, wie schwer ihm manche dieser Prämienzahlungen geworden im letzten Jahr. Wahrhaftig, es war nicht immer leicht gewesen, in seiner Haut zu stecken.

Aus den Fabriksälen klingt wie aus weiter Ferne Gesang an sein Ohr. Das sind die Mädchen und Frauen an den Maschinen, die singen klagende schwermütige Volksweisen. Bickenbach empfindet selbst in seinem dunklen Grämen und Grübeln eine leise Befriedigung, daß die Arbeiterinnen singen; wie traurig auch die Weisen tönen mögen, so besagen sie doch, daß die Sängerinnen ihre Arbeit mit einem gewissen Behagen vollbringen und im gemeinsamen gleichmäßigen Schaffen eine Art Genüge finden.

Fast beneidet Bickenbach in diesem Augenblick die Arbeiterinnen in den Sälen. Unbeschwert von den Sorgen um den Bestand der Fabrik, schaffen sie mit ihrer Hände Arbeit sichtbare Werte. Sie wissen nichts davon, daß er in einer Art von Erbarmen mit ihnen die Maschinen laufen läßt, die ihm das ohnehin überfüllte Lager nur noch weiter füllen. Sie arbeiten und sind nicht die willenlose Beute quälender Gedanken, aus denen man keinen Ausweg findet; sie tragen nicht an der schweren Verantwortung des einen für die vielen. Ein bitteres Lächeln umspielt Bickenbachs Mund. Er denkt an Unterredungen über Sozialismus, die er mit seinen Arbeitern geführt: ach, von einem gemeinsamen Tragen, von einer Opferwilligkeit der vielen für den einzelnen würde wohl im großen sozialen Sinn noch lange keine Rede sein. In schwersten Krisen würde der Unternehmer immer allein stehen, wie menschlich in der guten Zeit er sich auch gegen seine Arbeiter gezeigt haben mochte. Bei der Katastrophe würde keiner einen Finger für ihn rühren. Da mußte er, der einzelne, allein den bittern galligen Becher leeren bis zum Grund. Bickenbach nickt trübe und finster vor sich hin.

Es gibt ja solche, die schießen sich unter solchen Verhältnissen eine Kugel durch den Kopf; streichen sich selber aus und schleichen sich rasch aus dem verzweifelten Leben in den stummen erbarmenden Tod. Aber — das sind im Grunde die Feigen, die sich nicht kümmern um den Kampf und die Not der andern, der Nächsten, die sie zurücklassen, verzweifelter noch dadurch, daß sie, die Verantwortlichen, sich gedrückt, und im Leben nicht den Mut gefunden haben, durch Kampf und Dunkelheiten hindurch den Weg sich zu erzwingen, den Ausweg zum Licht.

Felix Bickenbach gibt sich einen Ruck. Er steht auf, streckt seine machtvolle Gestalt zu ihrer ganzen Höhe, geht zum Kassenschrank, schließt ihn auf und nimmt aus dem Stahlfach das Hauptbuch hervor; er legt es auf das hohe Pult, schlägt es bedächtig auf und beginnt zu zählen. Auf einer der letzten Seiten stehen die Summen, die am fünfundzwanzigsten fällig sind. Sauber und ordentlich sind die Zahlen angeführt; gewichtig stehen sie da. Bickenbach hat die Subtraktion dieser vier- und mehrstelligen Zahlen in den letzten Monaten häufig gemacht, auf dem Papier und im Kopfe. Solche Zahlen prägen sich ein, man weiß sie bald auswendig. Sie haben ein persönliches und besonderes Leben, sie sind überall, sie spazieren vor einem auf und ab im Wachen und im Traume. Sie fordern und höhnen: „Da sind wir, zähle uns zusammen! Wir sind eine Macht. Wir schwellen an wie eine Lawine, wir können dich erdrücken!"

Das Ergebnis des Zusammenzählens ist auch heute dasselbe. Bickenbach stiert auf die Zahlen. Es ist einfach unmöglich, das nahende Verhängnis aufzuhalten, den laufenden Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Bickenbach ist im Grunde genommen kein übermäßig guter Geschäftsmann, zu dieser Erkenntnis ist er in letzter Zeit häufig gekommen, er ist nicht gerissen, nicht schlau genug dazu. Als Geschäftsmann darf man keine Ideale haben und nicht so bis an die äußersten Grenzen ehrlich und gewissenhaft sein; da muß man im eigenen Interesse zu Zeiten fünf gerade sein lassen. In dieser Richtung gewiegtere Köpfe vermöchten sich vielleicht noch mit Vorteil auch aus einer so verworrenen Lage zu ziehen wie die seine. —

Bickenbach wird in seinem fruchtlosen Grübeln und an sich selber Zweifeln unterbrochen durch ein Klopfen an der Türe. Der Buchhalter tritt ein mit der eingelaufenen Post. Die Herren begrüßen sich, und Ackermann, der im Dienst der Firma Bickenbach ergraute Buchhalter, wirft einen Blick auf das Hauptbuch. Er weiß ebensogut wie Bickenbach, was die Zahlenreihen dort auf der Seite zu bedeuten haben. Er seufzt und kratzt sich am Kopfe; sicher ist auch er nicht das, was man eine schneidige Kraft nennt. Dieser Katastrophenzeit ist er jedenfalls nicht gewachsen. Der Ausdruck in seinem guten faltigen blassen Gesicht ist nicht der eines Kämpfers, sondern der eines dem Leben und seinen unausweichlichen Schicksalsschlägen sich ergebenden Menschen.

Bickenbach klappt das Buch zu und strafft von neuem seine zusammengesunkene Gestalt. Es ist, als möchte er immer wieder wie ein verwundeter Stier einen Anlauf nehmen zum Entrinnen. Er erstattet kurzen Bericht über das Ergebnis seiner Reise: „Wenigstens haben wir für einmal wieder die Löhnungsgelder zusammen für den nächsten Samstag!" sagt er aufatmend. Dann vertieft er sich in die Lektüre der eingelaufenen Briefe.

„Verwünscht", stößt er plötzlich erregt hervor, „da schreibt uns der Bornefeld einen saugroben Brief. Das Garn sei leinenhaltig und durchaus nicht als Unterschuß zu verwerten. Er stellt uns den ganzen Posten zur Verfügung. Dabei ist natürlich auch viel Schikane von Bornefeld. Aber verdammt noch einmal, wenn ich solche Schloddrigkeiten durchgehen lasse in meiner Fabrik. Dieses billige minderwertige Zusammenbrauen dulde ich nicht. Das sind die schlechtesten Sparsysteme, diese Giftmischereien."

Für Bickenbach hat der Zorn in diesem Augenblick etwas Befreiendes. Die mächtig in ihm aufgestaute Erregung hat ein Ventil gefunden und stürzt polternd hervor. Nachdem er sich beruhigt hat, erteilt er Ackermann ausführliche Weisung über die Beantwortung der einzelnen Briefe.

Am Ende ist in dem Falle Bornefeld nichts anderes zu tun, als die beanstandete Ware zurückzunehmen und sich zu entschuldigen. Sicherlich hätte Bornefeld zu anderen Zeiten nicht gewagt, diesen anmaßenden und nahezu unverschämten Ton anzuschlagen. Wahrscheinlich hatte er Lunte gerochen. Geschäftsleute haben feine Nasen und riechen den Brandgeruch schon vor Ausbruch des Feuers. Bei ihnen heißt es, immer auf alles gefaßt sein und rechtzeitige Vorsichtsmaßregeln treffen.

Bickenbach nickt bitter vor sich hin; dieses weitblickende Wesen hat er nicht im nötigen Maße besessen. Möglich, daß es ihm in dieser Krisenzeit auch nicht viel genützt hätte. Wenn der Karren einmal im Lauf ist auf abschüssiger Bahn,

so ist es eine Gesetzmäßigkeit, daß er zu Fall kommt, wenn nicht irgend ein Wunder geschieht, wenn nicht von irgendwo eine Kraft auftaucht, die sich ihm todeskühn entgegenstemmt. In Bickenbachs erregten Sinnen sind in diesen letzten Tagen oft die verwegensten Gedanken aufgezuckt, emporgeschossen gleich Stichflammen, wie er dieses Wunder in seinen Dienst zwingen könnte. Ach, die Verzweiflung kann Pläne emporsenden, sie blitzartig zusammenballen, vor denen der nüchterne Verstand sich entsetzt und die er nicht fertig zu denken wagt. —

Der Buchhalter empfiehlt sich mit seinen Briefen und Notizen. Bickenbach stopft sich von neuem seine kleine Pfeife. Er meint, es werde ihm wohler, wenn er ein wenig pafft, es könne ihn beruhigen und der dunkel flatternden Not seiner Gegenwart gegenüber gelassener machen. Er will seinen gewohnten Rundgang durch das Werk vornehmen. Die Augen des Herrn wachen wohl; er will dem Meister ein Pröbchen seiner Kunst im Wollenmischen in der beanstandeten Ware von Bornefeld dicht unter die Augen halten. Nur nichts durchgehen lassen, nur scharf sein bis zuletzt; noch lag des Fabrikherrn Hand am Steuer, und er trug die Verantwortung. Bickenbach stemmt die Fäuste auf den Tisch, als er sich jetzt schwerfällig erhebt, und er lacht ein böses spottendes Lachen. Ach! was hatte ihm im Grunde sein Scharfsein genützt. Was für einen Gewinn hatte es ihm eingetragen, daß er des Morgens als der erste die Fabrik betreten und des Abends als der letzte sie verlassen? Was für einen Nutzen hatte es ihm gebracht, daß er diese strenge scharfe Kontrolle ausgeübt bis in den verborgensten Winkel des ausgedehnten Werkes und die altmodische Ansicht vertreten, daß der Fabrikherr der unermüdlichste Arbeiter sein müsse von allen, der sich den besonderen Respekt zu erzwingen habe durch seine besondere Tüchtigkeit? Er hatte keinen Gewinn eingeerntet von der jahrelangen treuen Arbeit. Der Konkurs stand vor der Türe; er wurde zum Bankrottierer, und auf den Straßen würde man mit den Fingern auf ihn weisen: „Seht, da geht der Bickenbach; wißt ihr es schon von ihm?“

Bickenbach wandert durch die weiten Säle, die durchdröhnt sind vom vieltönigen Lärm der Arbeit. Einige Maschinen im lebendigen Hin und Her der anderen stehen still. Bickenbach nickt ihnen düster zu: „Es werden wohl bald alle zum Ruhen verdammt sein wie ihr!“ Wieder steigt die aufgähnende Leere der kommenden arbeitslosen Zeit drohend vor ihm auf. Unwillkürlich greift er sich an die linke Seite. Das Herz tut ihm weh.

Die Maschinen in den großen Sälen sind prächtig in Ordnung gehalten; die Putzer tun ihre Schuldigkeit. Von allen Seiten wird Bickenbach achtungsvoller Gruß zuteil. Bei einzelnen Arbeitern bleibt er flüchtig stehen. Flinke halbwüchsige Mädchen laufen geschäftig an den Haspeln hin und her und knüpfen mit geschickten Bewegungen die dünnen herunterhängenden Fäden aneinander. Durch fleißige Uebung haben sie gelernt, Zerrissenes zusammenzubringen und wieder ganz und brauchbar zu machen. Bickenbach schaut heute mit einem besondern und aufmerksamen Ausdruck auf die Mädchen, als blinke ihm eine Hoffnung in ihrem Tun. Konnte es ihm nicht auch gelingen, die verworrenen Fäden seines Schicksals zu glätten, sie, auseinandergerissen, wieder zu verknüpfen? In seiner Erregung wird ihm in diesen Tagen in einer merkwürdigen Weise alles zum Symbol. Ach, so lange die Tore des Lebens sich nicht unerbittlich hinter dem Menschen geschlossen, so lange das Blut noch in ihm klopft und pocht, hofft er auch.

Bickenbach durchwandert weiter die obern Säle. Die Spinner fühlen sich wie mächtige Herren an ihren blitzenden Maschinen; sie wissen, von ihrer geschickten Bedienung derselben hängt die Güte der fertigen Ware ab. In den oberen Sälen liegt Sonne; das Licht hat die Nebel im Tale zerteilt und sendet seine goldenen Ströme durch die vielen Fenster. Das Licht zieht sprühende Strahlen aus den blanken Eisenteilen und die Milliarden feiner Wollstäubchen tanzen und flirren auf seinen breiten Bahnen. Die langen Säle haben etwas Frohgemutes im hellen flutenden Mittagsschein; eine schöne Geschäftigkeit herrscht darin, die sich vor der Mittagsrast in einem wohlwollenden und freudigen Eifer zusammendrängt. Gute Blicke folgen dem Fabrikherrn, als er sich in die unteren Säle begibt. „Er ist gemein mit unsereinem!“ sagt ein Arbeiter zum anderen, und will damit sagen, daß Bickenbach es redlich mit ihnen allen meine, und nicht hochfahrend, sondern voll aufrichtiger Teilnahme sei für jeden.

Bickenbach geht zu den Lagerräumen. Er sucht den Meister. Bei dem „Wolf“ findet er ihn. Der „Wolf“ ist eine Maschine, der man alles zu fressen gibt, und die mit ihren scharfen Eisenzähnen alles zerfetzt und zerkleinert: wollene Lumpen und Wollabfälle, was immer man ihr in den offenen Rachen schmeißt und stopft.

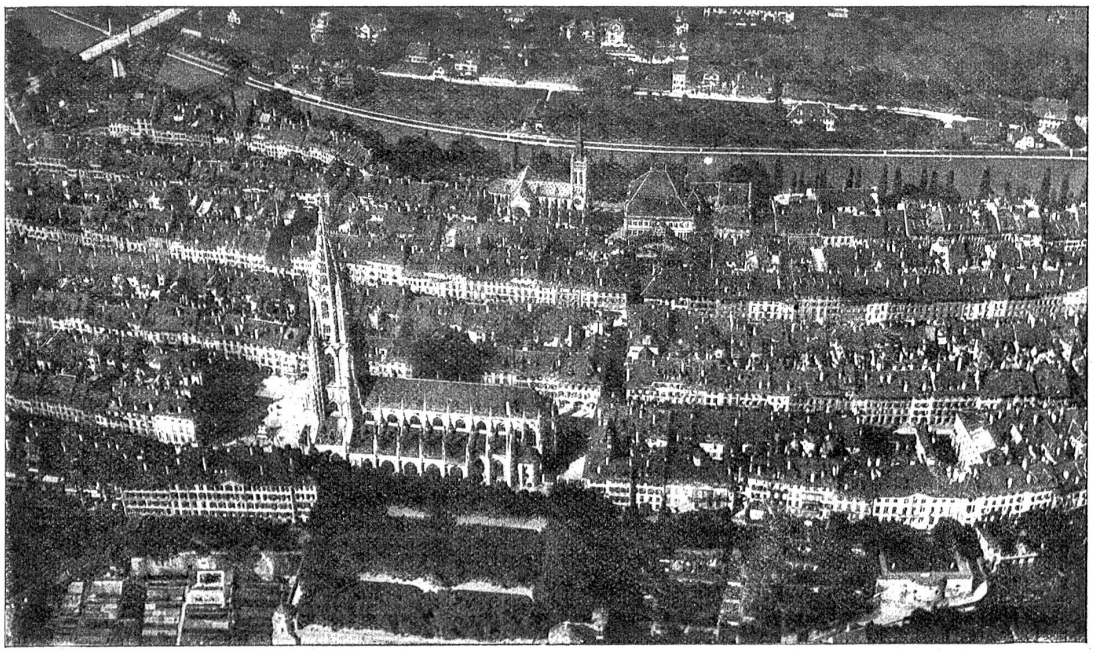
Bickenbach zieht das Muster von Bornefeld aus der Tasche und zeigt es dem Meister. „Da haben Sie schöne Sachen angerichtet, Reininghaus. Sehen Sie sich mal das Zeug genau an! Bornefeld verweigert die Annahme der Ware. Konnten Sie denn in des drei Teufels Namen nicht besser acht geben, Reininghaus? Jetzt haben Sie mir die ganze Bestellung verpfuscht! Verflucht noch mal über so viel Schloddrigkeit.“

Der Meister reibt das Muster zwischen den Fingern: „Ich habe eine billige Mischung herstellen wollen“, sagt er entschuldigend, und murrend setzt er hinzu: „Es ist menschenunmöglich, zu dem angesetzten Schundpreis eine reelle Ware herzustellen. Die Webereien sollten endlich einmal wieder anständige Preise anbieten! Wir können doch nicht für nichts liefern!“

Bickenbach nickt zustimmend: „Was wollen Sie aber machen in diesen Zeiten, Reininghaus? Man muß nehmen an Aufträgen, was sich einem bietet! Wirklich gute sind rar, laufen überhaupt nicht ein. Aber lassen Sie das Pfuschen sein in Zukunft. Damit ziehen wir den Karren nicht aus dem Dreck. Guten Morgen, Reininghaus!“

„Guten Morgen, Herr Bickenbach!“ Reininghaus stülpt seine Mütze über den Kopf und empfiehlt sich.

Ein langgezogener Pfiff aus der Dampfpfeife durchdurchschrillt die Fabrik. Es ist Mittag, und auch der Mann am Wolf stellt seine Arbeit ein. Alle Maschinen stehen mit einem Schlage still, die Arbeiter strömen ins Freie, hinaus zu ihren Frauen, Kindern und Schwestern, die draußen auf dem großen Fabrikhof mit tücherumwickelten Blechgeschirren stehen und beim Anblick der Männer bedachtsam die bunten



Bern. Fliegerbild aus 200 m Höhe. Münster und Rathaus stehen eingeordnet in die äußersten der vier Häuserreihen.
(Aus J. Gantner: Die Schweizer Stadt. Verlag R. Piper & Cie. München.)

Hüllen von den Töpfen lösen und den Deckel abheben von der dicken Erbsen- oder Kartoffelsuppe.

Ein frohes Rufen, Lärmen und Lachen herrscht auf dem sonnenbeschienenen Fabrikhof.

Felix Bickenbach, der dem Zuge der Arbeiter langsam gefolgt ist, wendet die Augen ab von dem Anblick. Ah! wie gut die da draußen es haben! Sie sehen nicht den Ruin, der auf der Schwelle lauert für ihn und am Ende auch — ein wenig für sie. Denn am Ende wird er, der er sie hält und nährt, alle mit hineinreißen in die dunkle Not. Wohl ihnen, daß sie jetzt noch scherzen und lachen können; daß sie noch nicht wissen, wie das tut, wenn die Verzweiflung die Seele mit harten erbarmungslosen Fingern umkrallt. Wenn er heute Mittag heimkommt, liest er in den Augen seines treuen Weibes nur das stumme Fragen: „Ist da kein Ausweg?" Und im zitternden Druck ihrer Hand fühlt er nun ihre gemeinsame schmerzliche Qual.

Ist da gar keine Rettung? Am Montag ist Verfalltag.

Unbewußt ist Felix Bickenbach noch einmal den langen Saal zu ebener Erde zurückgewandert bis zu dem großen Wollager, in welchem die mächtigen Wollballen aufgestapelt sind bis zum First. In langen Reihen gliedern sie sich aneinander und straffen und türmen sich in ihrer Stattlichkeit. In diesem Wollager steckt ein Kapital. Dieses Wollager repräsendiert einen Wert von gut sechzigtausend Mark!

Wenn Felix Bickenbach diese sechzigtausend Mark hätte, oder auch nur die sichere Aussicht, sie bald zu bekommen! Dann hätte er bestimmte Werte in der Hand, dann besäße er in seiner Not ein unfehlbares Kampfmittel, dann winkte ihm Erlösung und Sieg! Mit sinnverwirrender Gewalt durchzuckt Bickenbach ein wahnwitziger, ein furchtbarer Gedanke!

Das große Wollager ist versichert. Unter entsetzlichen Schwierigkeiten versichert. Die Policen sind alle bezahlt! Warum sollte er nicht den Vorteil davon haben? Warum sollten seine Gläubiger den Nutzen daraus ziehen? Ja, wenn er es sich richtig überlegte, so würden sie einen größeren Gewinn haben, wenn er sich aufraffen könnte zu einer großen kühnen Tat! Dann würde keiner einen Verlust haben außer der Versicherungsgesellschaft, und die war gut fundiert und hatte große Reserven. Er aber bekam endlich die heißersehnte Atempause, um Kraft zu schöpfen für die Sanierung seines Werkes und konnte alle drückenden, grausam drohenden Verbindlichkeiten erfüllen!

Wie hatten doch letzte Woche einige Herren in fürchterlichem Scherze auf der Wollbörse gesagt: „Am besten für uns alle wäre es, es gingen einige dieser großen Spinnereien zum Teufel! Man sollte sie mit Dynamit in die Luft sprengen; dann würde dieser verdammten Ueberproduktion doch etwas ins Fleisch geschnitten. Dann könnten wir uns herausschaffen aus diesem scheußlichen Sumpf. So zieht uns dieser Morast alle zusammen in die Tiefe. Wenn das so weiter geht, ist auch der Beste und Stärkste von uns erledigt!"

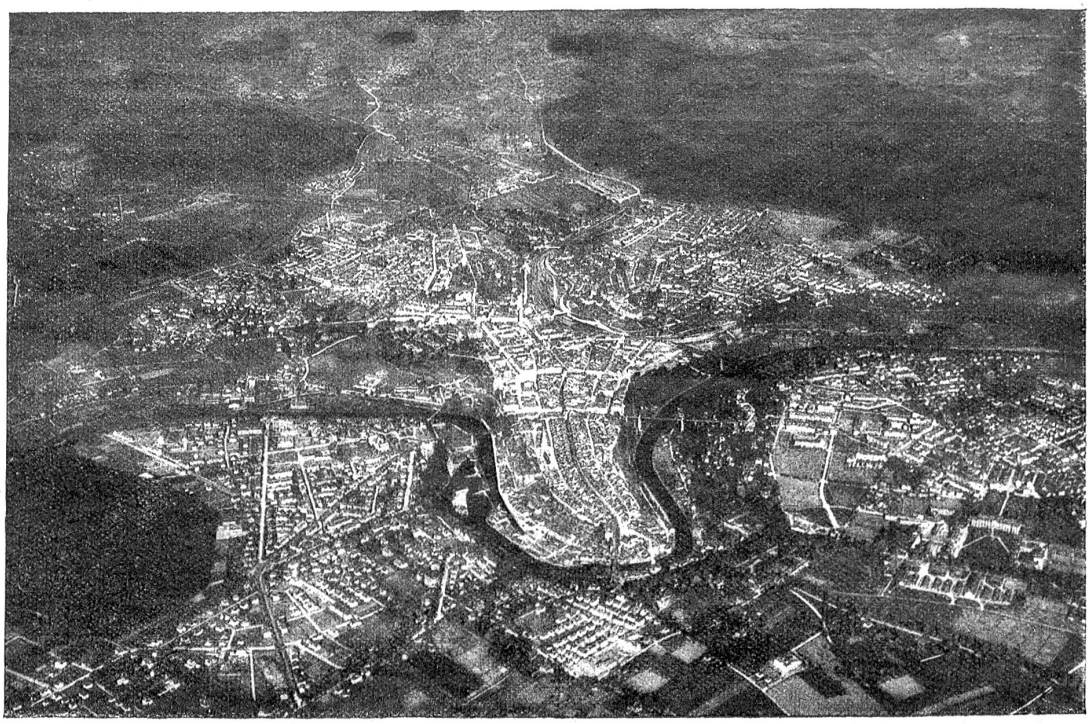
Felix Bickenbach stiert vor sich hin; seine Finger verkrallen sich. Wenn er die Wollberge dort in lohenden Feuergarben zum Teufel schickte? Wenn er dies gewaltige Brandopfer brächte?

In furchtbarer, niegekannter Erregung wandert Bickenbach auf und ab. Sein Auge glüht, in seinem Kopfe rauscht und dröhnt es, und sein Atem keucht. Die Not springt über ihn her wie ein wildes losgelassenes Tier, schaut ihn an mit funkelnden flackernden Augen. Was in ihm gewühlt in all den endlos langen Wochen, lechzt nach Befreiung. Er wird mit diesem wilden Tier ringen, es würgen, erdrosseln im Kampf. Ah! Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo er die Not abschütteln wird! Jetzt geht es auf Leben und Tod! Bickenbach greift in die Tasche.

Richtig, da sind die Zündhölzer. Ein fast irrsinniges Lachen durchzittert Bickenbachs Gesicht, stößt sich in leisen grausigen Tönen von seinen Lippen. Er umfängt die Zündholzschachtel mit seiner Hand, bringt sie mit vorsichtiger Gier an seine Augen. Großer Gott, darin steckt die Erlösung, diese Schachtel mit den kleinen aufflammenden Hölzchen umschließt die Rettung. Ach, was ist denn Verbrechen in solchen Zeiten? Sind nicht Heldentat und Verbrechen immer eng verschwistert Arm in Arm über die Erde geschritten? Macht nicht der Erfolg oft ein Verbrechen zur Heldentat? Fester umkrampfen Bickenbachs Fäuste die Zündholzschachtel. Ach, ein ganzer Kerl muß unter Umständen den Mut haben dazu. Wird er nicht für sich und alle, für seine Familie und die

Arbeiter zum Erlöser durch die emporlodernden Flammen?

Vorsichtig, prüfend schaut Bickenbach um sich: dort in die ölgetränkten Vorräte braucht nur ein Fünkchen zu kommen; er braucht nur ein kleines glimmendes Hölzchen hineinzulegen, und weiterschwelend wird es sich entfachen zum züngelnden, leckenden, weithin leuchtenden Feuer. Fieberglut rast und siedet durch die Adern des Fabrikherrn. Er will, daß nur die Wollager abbrennen sollen mit den fertigen Garnen. Die Maschinenräume wird man retten können. Im Geiste organisieren Bickenbachs erregte Gedanken das ganze Löschungswerk. Kleine Lagerbrände sind eine häufige und durchaus natürliche Sache. Warum sollte sich nicht einmal ein großer, alle Vorräte verzehrender entfachen? Hu, wie ihm das wohl tun wird, wenn er die Flammen emporschlagen sieht aus dem Lagerhaus!



Bern. Flugbild aus 3000 m Höhe Gesamtansicht mit Blick nach Westen.
(Aus J. Gantner: Die Schweizer Stadt. Verlag R. Piper & Cie., München.)

Mit einer dumpfen Entschlossenheit nickt Bickenbach vor sich hin. Jetzt ist er fest entschlossen zur Tat. Niemand in seiner Nähe. Tiefe Stille herrscht ringsum. Kein Verdacht wird auf ihn fallen. Er wird das brennende Hölzchen geschickt anbringen und gelassen den Heimweg antreten. Kein Menschenleben wird gefährdet; die Arbeiter sind alle im Freien und er wird in seiner Wohnung sein, wenn man den Brandausbruch bemerkt.

Alle Muskeln in Bickenbachs Körper straffen sich. Seine Nerven sind bis zum Aeußersten, bis zum Zerreißen, gespannt. Wenn er es jetzt nicht vollbringt, so wird er nie den Mut dazu aufbringen. Keuchend wie ein Kämpfer steht Bickenbach da. Er nimmt das Hölzchen aus der Schachtel und streicht es an. Die kleine Flamme zischt züngelnd empor. Aber da, wie er sich mit der dünnen Flamme niederneigen will, läuft ein Zittern durch Bickenbachs mächtige Gestalt, als zersprenge das schmale, schwebende schicksalshafte Licht auf einmal die gräßliche Spannung, die ihn umklammert gehalten. Er taumelt zurück davor. Er zerdrückt die kleine sich wehrende Flamme mit der Hand und lehnt die taumelnde, schwankende Gestalt an die Wollballen: „Brandstifter" gellt und schreit es in ihm, „gemeiner, elender Brandstifter!" Willst du dich mit einer Schuld beladen? Willst du ein langes ehrliches Leben vergebens gelebt haben, soll der furchtbare Kampf der letzten Wochen umsonst gewesen sein? Auf wen willst du dich denn verlassen können, wenn du dich nicht mehr auf dein gutes Gewissen verlassen kannst?

Aufschluchzend wie ein irregegangenes Kind schlägt der große starke Mann die Hände vor sein Gesicht und weint erschüttert vor sich hin. Er schämt sich nicht der Tränen.

* * *

Am Ende des Monats wurde über die alte angesehene Firma Felix Bickenbach & Sohn der Konkurs ausgesprochen.

— Ende. —

Bern, die schönste Schweizerstadt.

In dem kürzlich erschienenen Bilderbuche „Die Schweizer Stadt" von Joseph Gantner (Verlag von R. Piper & Cie. in München), dessen 170 Abbildungen mit begleitendem Text eine interessante und eigenartige Auslese schöner Städtebilder bieten, wird auch die Bundesstadt mehrmals in ihrer baulichen Anlage und herrlichen Architektur geschildert.

Der Verfasser vergleicht unter anderm die topographische Besonderheit der ringsumflossenen Städte Bremgarten (Aargau) und Freiburg mit Bern, indem er schreibt:

„Alles aber, was auf den Blättern dieses Buches bisher von der Schönheit der Lage und der Situation, von dem künstlerischen Reichtum der Silhouette, gesagt worden ist, das scheint in der Altstadt von Bern gesammelt, gesteigert und vertieft. Die Biegung der Aare ist hier weicher, melodiöser als die der Saane bei Freiburg oder der Reuß bei Bremgarten, das Felsband, das aus der Halbinsel emporragt und die Stadt trägt, gleichmäßiger hingezogen, und so waren die Voraussetzungen des Geländes doppelt gut.

Der Anfang liegt auf der untersten Spitze, bei der Feste Nydeck. Von ihr aus hat die Stadt durch ein dreimaliges Festlegen ihrer Mauern den ganzen Raum der Halbinsel in Besitz genommen: 1191 bei der Gründung, 1250 sodann, als Peter II. von Savoyen die Grenze um zwei Quergassen hinausschob, und 1345 endlich, als die Bürgerschaft aus eigenem Entschlusse und eigenen Mitteln eine dritte Zone zur Gemeinde schlug. In diesen Grenzen blieb die Stadt bis tief ins 19. Jahrhundert.